

# Auf der Suche nach der Ökonomie



# Auf der Suche nach der Ökonomie

Historische Annäherungen

herausgegeben von

Christof Dejung, Monika Dommann  
und Daniel Speich Chassé

Mohr Siebeck

*Christof Dejung* ist Marie Curie Senior Research Fellow an der University of Cambridge und Privatdozent für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Konstanz.

*Monika Dommann* ist Professorin für die Geschichte der Neuzeit an der Universität Zürich.

*Daniel Speich Chassé* ist SNF-Förderungsprofessor für Neueste Geschichte an der Universität Luzern und Privatdozent an der Universität Zürich.

Dieses Buch wurde gefördert mit Mitteln des im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder eingerichteten Exzellenzclusters der Universität Konstanz „Kulturelle Grundlagen von Integration“.

ISBN 978-3-16-153379-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2014 Mohr Siebeck Tübingen. [www.mohr.de](http://www.mohr.de)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Computer Staiger in Rottenburg/Neckar gesetzt und von Hubert & Co. in Göttingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und gebunden.

# Inhalt

Einleitung	CHRISTOF DEJUNG, MONIKA DOMMANN und DANIEL SPEICH CHASSÉ .....	1
Beute	MICHAEL JUCKER .....	17
Einbettung	CHRISTOF DEJUNG .....	47
Geld	JAN-OTMAR HESSE .....	73
Innovation	LEA HALLER .....	97
Konsum	THOMAS WELSKOPP .....	125
Krise	JAKOB TANNER .....	153
Markttabu	MONIKA DOMMANN .....	183
Nation	DANIEL SPEICH CHASSÉ .....	207
Religion	JAN BEHNSTEDT und MARCUS SANDL .....	235
Spiel	ALEXANDER ENGEL .....	263
Steuern	GISELA HÜRLIMANN .....	287
Autorinnen und Autoren .....		315
Register .....		319

# Markttabu

MONIKA DOMMANN

„Die Marktgemeinschaft als solche ist die unpersönlichste praktische Lebensbeziehung“.<sup>1</sup>

„Markets leave their mark on social norms“.<sup>2</sup>

„Marktvergesellschaftung (Unvollendet.)“.<sup>3</sup> Die Überschrift des sechsten Kapitels des 1922 posthum herausgegebenen „Klassikers“ Max Webers, ein Wortwurm aus dreiundzwanzig Buchstaben, lässt all jene, die nicht durch soziologische Propädeutik begriffsgestählt sind, ins Stottern geraten. Max Weber (1864–1920) war ein für das ausgehende 19. Jahrhundert durchaus typischer disziplinärer Nomade, der sich durch seine Studien zur ostelbischen Landwirtschaft und zur Börse auch der Wirtschaft zugewandt hatte. Lange bevor Weber neben Emile Durkheim und Georg Simmel zum Begründer der Soziologie erklärt wurde, war der ehemalige Student der Rechtswissenschaften in den 1890er-Jahren bereits ein Nationalökonom geworden.<sup>4</sup> Er verstand den modernen Kapitalismus als eine Wirtschaftsform, die vom „Altertum und Mittelalter in wichtigen Punkten spezifisch verschieden“ sei.<sup>5</sup> „Wirtschaft und Gesellschaft“ wurde erst über Umwege zum Klassiker. Marianne Webers und Talcott Parsons Editions- und Rezeptionstätigkeit bereitete einer Kanonisierung Webers den Weg, die bis in meinen folgenden Text fortstrahlt. Weber hatte in der Disposition von 1914 zu „Wirtschaft und Gesellschaft“ ein Kapitel mit der Überschrift „Marktvergesellschaftung“ vorgesehen, die Transformation zu „Marktvergesellschaftung“ muss durch einen der späteren Editoren vorgenommen worden sein.<sup>6</sup> Ein Manuskript davon ist nicht erhalten geblieben. Der Text ist durch eine 1922 von Marianne Weber und Melchior Palvy veröffentlichte Fassung überliefert worden.

---

<sup>1</sup> Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, „Die Marktvergesellschaftung“, S. 382.

<sup>2</sup> Sandel, *What Money Can't Buy*, S. 64.

<sup>3</sup> Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, „Die Marktvergesellschaftung“, S. 382–385.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu die zum 150. Geburtstag erschienene Biographie zu Max Weber von Jürgen Kaube, die den „Klassiker“ der Sozialwissenschaften gelungen historisiert, indem sie ihn als historische Übergangsfigur betrachtet: Kaube, *Max Weber*, insbesondere S. 78–85, 98–115, 159–174, hier S. 109.

<sup>5</sup> Weber, „Antikritisches Schlusswort“, hier S. 554.

<sup>6</sup> [Marktgemeinschaft]. Editorischer Bericht, S. 191–192.

Webers gesellschaftstheoretisches Vermächtnis ist gleichermaßen materialüberquellend wie fragmentarisch geblieben. Im Wortwurm „Marktvergesellschaftung“ steckt eine Programmatik: Es handelt sich um eine Variante des von Weber als „Sozioökonomik“ bezeichneten Vorhabens einer Analyse der Beziehungen zwischen Wirtschaft und Gesellschaft.<sup>7</sup> „Marktvergesellschaftung“ verweist auf zwei ineinander verzahnte Prozesse: Die Entstehung sozialer Beziehungen durch Markttransaktionen und die gesellschaftliche Bedingtheit von Märkten. Der „Tausch auf dem Markt“ figuriert bei Weber als der „[Arche-]Typus“ jeglichen rationalen Handelns.<sup>8</sup> Ursprünglich als soziale Beziehung mit Feinden, oder anders formuliert als „Vergesellschaftung mit Ungenossen“<sup>9</sup> entstanden, sieht Weber die Marktbeziehung als eine Handlung, die sich ausschließlich außerhalb aller Nachbarverbände und aller persönlicher Verbindungen formieren konnte. Da der Markt eine Vergesellschaftung mit Individuen diesseits der Gemeinschaft mit Feinden war, musste er göttlichen Mächten unterstellt werden.

Es sei dabei eine „Eigengesetzlichkeit“<sup>10</sup> des Marktes entstanden, die diesen vom Tausch unterscheidet: „Wo der Markt seiner Eigengesetzlichkeit überlassen ist, kennt er nur Ansehen der Sache, kein Ansehen der Person, keine Brüderlichkeits- und Pietätspflichten, keine der urwüchsigen, von den persönlichen Gemeinschaften getragenen menschlichen Beziehungen“.<sup>11</sup> Markt steht für Weber für Rationalisierung schlechthin, die „unpersönlichste praktische Lebensführung“, in welche Menschen miteinander treten können. Die Marktbeziehung besteht in der „formalen Unverbrüchlichkeit des einmal Versprochenen“.<sup>12</sup> Sie schafft eine spezifische „Marktethik“. Indem die kapitalistische Erwerbswirtschaft darauf zielt, „sämtliche sachliche Produktionsmittel und Arbeitsleistungen auf dem Markt, ungehemmt durch sakrale und ständische Bindung, einhandeln zu können“,<sup>13</sup> wird sie zu jener Kraft, welche die Schranken, die dem Marktprinzip entgegengewirkt haben, zu erodieren vermag. Die Begrenzungen durch ständische Monopole und die „sakralen Tabuierungen“, welche den Gütertausch nach außen unmöglich gemacht hatten, verschwinden: „Gegen diese Schranken brandet nun unausgesetzt die Marktgemeinschaft an, deren bloße Existenz die Versuchung zur Teilnahme an ihren Gewinnchancen enthält.“<sup>14</sup>

Die von Max Weber angedeutete Vorstellung der Minimierung oder gar Eliminierung der Demarkationslinien von Märkten und seine These fortschreitender Marktgängigkeit und fallender Markttabus lassen sich nicht grundlegend

<sup>7</sup> Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 382.

<sup>8</sup> Ebd., S. 382.

<sup>9</sup> Ebd., S. 384.

<sup>10</sup> Ebd., S. 383.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Ebd., S. 384.

<sup>14</sup> Ebd.

bestreiten, doch können sie heuristisch gewendet werden: Was ist denn aus den Markttabus geworden? Gibt es sie noch? Tauchten sie wieder auf? Und wenn ja, in welcher Gestalt? Indem die von Weber für archaische Wirtschaftsweisen verwendete Begrifflichkeit des Tabus auf jene Diskussionen in der Moderne bezogen wird, die um das Problem kreisen, ob gewisse Objekte oder Dienstleistungen nicht als Markttransaktionen gedacht oder vom Markt ausgeschlossen werden müssen, werden die Begründungen für oder gegen das Marktprinzip und ihre historischen Kontexte fokussiert. Indem die moralischen Einschränkungen ins Blickfeld genommen werden, nähert sich die folgende Geschichte dem Markt als Konzept und Praxis gleichsam *ex negativo*.

Der von Max Weber verwendete Begriff der Tabuisierung ist dem Polynesischen „Tapu“ entliehen und seit dem 19. Jahrhundert im Sprachgebrauch. Ursprünglich gebraucht für geweihte, unberührbare Dinge, die dem weltlichen Zugriff entzogen waren, steht der Begriff für rituelle und gesellschaftliche Verbote.<sup>15</sup> Sigmund Freud beschäftigte sich 1913 aus psychoanalytischer Perspektive mit dem Tabu und stützte sich dabei auf die kulturanthropologische Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Er sah zwei gegensätzliche Richtungen in der Bedeutung von Tabu: Einerseits das Heilige und Geweihte, dem das Verbotene und Unreine gegenübergestellt ist.<sup>16</sup> Tabu ließe sich vielleicht am besten, so Freud, als „Reserve“ oder „heilige Scheu“ beschreiben. Freud sieht in den Tabus etwas anderes als religiöse oder moralische Verbote, weil sie nicht auf eine Gottheit zurückgeführt werden, sondern sich von selbst verbieten. Tabuverbote sind unbekannter Herkunft und entbehren jeder Begründung. Für uns unverständlich erscheinen sie jedoch jenen selbstverständlich, die unter ihrer Herrschaft stehen. Tabus dienen dem Schutz bedeutsamer Personen wie Priestern oder der Protektion von Gegenständen gegen Schädigung. Sie werden zur Sicherung der Schwachen (Frauen, Kinder, gewöhnliche Menschen) aber auch zur Verhinderung der Störung wichtiger Lebensakte (Geburt, Heirat, sexuelle Tätigkeiten) installiert. Die Strafe für die Übertretung wird entweder den Göttern überlassen, indem sich das verletzte Tabu von selbst rächt, oder die Gesellschaft bestraft jenen Verwegenen, der sie durch Tabubruch in Gefahr gebracht hat. Das Tabu löste sich vom Dämonismus, wurde zum Zwang der Sitte und der Tradition und schließlich gar zum Gesetz.

Die Brisanz des Freud'schen Arguments, das kurz nach der Jahrhundertwende formuliert wurde, also gerade in jener Zeit, die sich durch wissenschaftliche, technische und künstlerische Experimente in die Zukunft katapultierte,<sup>17</sup> lag darin, dass er die Tabus nicht einfach als Einschränkungen, denen sich „primitive Völker“ unterwerfen, betrachtete, sondern als etwas, das „doch nicht so weit von uns abliegt, wie wir zuerst glauben wollten“.<sup>18</sup> Freuds These, dass die

<sup>15</sup> Kluge, S. 902.

<sup>16</sup> Vgl. Freud, Totem und Tabu, hier S. 70.

<sup>17</sup> Steiner / Zweifel (Hg.), Expedition ins Glück.

<sup>18</sup> Freud, Totem und Tabu, S. 7.

Sitten- und Moralverbote, denen moderne Menschen gehorchen, ihrem Wesen nach durchaus eine Verwandtschaft mit den primitiven Tabus hätten, besaß eine enorme Sprengkraft: Es ging Freud nämlich um nichts weniger als das Vorhaben, durch Aufklärung von Tabus einen Beitrag zum Verständnis der dunklen Ursprünge des kategorischen Imperativs der Aufklärung zu leisten. Was niemand zu tun begehrt, muss auch nicht verboten werden. Was verboten wird, verweist auf den Gegenstand von Begehren. Freud sieht im Tabu ein uraltes Verbot, das dem Menschen von außen (einer Autorität) aufgedrängt und gegen die stärksten Gelüste der Menschheit gerichtet ist. Die Lust, Tabus zu übertreten, bestehe im Unbewussten fort.<sup>19</sup>

Warum werden in gewissen Ländern Blutkonserven auf Märkten gehandelt, während anderswo ein System mit unbezahlten Blutspenden praktiziert wird? Soll es eigentlich Märkte für alles geben? Oder gibt es gute Gründe dafür, Märkte für Nieren, Sex, Wohnen oder Adoptionen zu verbieten? Warum kochen die Leidenschaften hoch beim Vorschlag von Ökonomen, Adoptionen wie Kunstauktionen zu organisieren und dem Meistbietenden den Zuschlag zu geben? Weshalb sind es gerade Praktiken, die im Kern das Leben und den menschlichen Körper tangieren (Reproduktion, Elternschaft, Körperteile), also genau jene Dinge und Tätigkeiten, die schon Freud in Verbindung mit Tabus explizit genannt hatte, deren Auftauchen auf Märkten als besonders anstößig wahrgenommen wird? Und schließlich: Welchen Einfluss hatte die Entstehung des Forschungsfeldes des „non market behavior“ zum Ende der 1970er-Jahre, welche das Marktprinzip für jegliche menschlichen Handlungen propagierte, auf die Diskussionen um anstößige Märkte?

Es sind vier Fragenkomplexe, die im Zentrum meiner folgenden Überlegungen stehen und auf eine historische Betrachtung dieser moralphilosophischen und wirtschaftswissenschaftlichen Fragen zielen: Erstens soll die Idee des Marktes als Begriffsgeschichte und als Geschichte von ökonomischen Praktiken in die frühe Neuzeit zurückverfolgt werden. Zweitens werden jene Argumente diskutiert, mittels denen das Marktprinzip im 18. Jahrhundert moralphilosophisch legitimiert wurde, nachdem es jahrhundertlang als verpönt und anrühlich gegolten hatte. Drittens wende ich mich dem Konzept der Gabe als Gegenbegriff des Marktes zu und werde dessen Entstehung und Gebrauch seit Beginn des 20. Jahrhunderts historisch situieren. Zum Schluss werde ich die Frage aufwerfen, wie die nicht erst seit der Finanzkrise gegenwärtig boomende Literatur, welche eine Renaissance einer moralphilosophisch formulierten Kritik an Marktpreisregeln darstellt, in die skizzierten Diskussionen um das Marktprinzip eingeordnet werden könnte.<sup>20</sup> Es geht mir dabei letztlich um eine Reflexion zur Anstößigkeit und

<sup>19</sup> Ebd., S. 83.

<sup>20</sup> Am prominentesten wohl: Sandel, *What Money Can't Buy*. Vgl. hierzu auch: Waldron, „Money & Markets“. Vgl. auch die historische Anthologie von Texten zu Rechtfertigungen und Kritik des Marktsystems: Herzog/Honneth (Hg.), *Der Wert des Marktes*.



zum schlechten Ruf von Märkten und damit um die Mentalitätsgeschichte einer wirtschaftlichen und moralischen Debatte, die Max Weber vor hundert Jahren so nicht vorausgesehen hatte. Dabei werde ich die These zu plausibilisieren versuchen, dass die 1970er-Jahre aus wissenshistorischer Perspektive einen Wendepunkt dieser Debatten darstellen: Zum einen entbrannte erstmals zwischen den Disziplinen eine Kontroverse um das Konzept der Gabe als Antipode des Marktes. Zum anderen entstand mit dem Forschungsfeld der außerökonomischen Ökonomie, die sich der mikroökonomischen Analyse jenseits von Märkten zuwandte, ein neues Paradigma, das die Absonderung von Sphären außerhalb des ökonomischen Denkens und Handelns in Frage stellte.

## Verpöntes Feilschen

Begriffsgeschichtlich ist „Markt“ dem Lateinischen *markatus* bzw. *mercatus* entliehen (= Kauf, Markt).<sup>21</sup> In Griechenland ursprünglich der Platz der Volksversammlung, ist er seit dem 5. Jahrhundert auch der Ort der Versammlung der Händler. Marktaufseher überwachten und garantierten den Frieden auf dem Marktplatz. Im Zedler-Lexikon des 18. Jahrhunderts wird der Markt immer noch als ein Platz beschrieben, wo zu gewissen Zeiten Waren zum Verkauf angeboten werden, aber auch das Kaufen und Verkaufen selbst ist in der Bedeutung enthalten.<sup>22</sup> Daneben finden sich zahlreiche Wortverbindungen: Der Marktpreis benennt den Wert, den die Leute miteinander aushandeln. Die Marktordnung umfasst die Verfügungen, welche falsches Maß, falsche Waagen und falsche Gewichte untersagen, sowie „untüchtiges Marktgut“, Zank, Streit und Schläge vom Markt fernhalten. Das Marktrecht verweist auf das einem Ort zustehende Recht, Wochen- oder Jahrmärkte durchzuführen, und das Verbot, an Sonn- und Feiertagen Märkte abzuhalten. Adam Smith sprach zur Mitte des 18. Jahrhunderts von der Ausdehnung des Marktes durch das Wachstum des Verkehrs auf Wasserwegen.<sup>23</sup> Ausgangspunkt dieser räumlichen Expansion war für ihn die Arbeitsteilung: Die Verkehrswege schufen einen „weltweiten Markt für alle Arten Güter“.<sup>24</sup> Die Verfeinerung der Arbeitsteilung ist bei Smith jenes allgemeine Explanans, mit dem er sowohl die Ausweitung des Marktes als auch die Durchsetzung von Metall als Tauschmittel, d.h. die Entstehung des Geldes begründet.<sup>25</sup> In dieser Tradition wird der Markt auch noch Anfang des 20. Jahrhunderts von Werner Sombart behandelt, der in den „Verkehrsumwälzungen“ die eigentlichen „Marktbildner“ erblickt. Sombart liefert keine Definition des Marktes, sondern

---

<sup>21</sup> Röttgers, „Markt“, S. 753.

<sup>22</sup> Vgl. „Markt“ (Zedler).

<sup>23</sup> Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, S. 19–22.

<sup>24</sup> Ebd., S. 21.

<sup>25</sup> Vgl. hierzu auch den Beitrag von Jan-Otmar Hesse in diesem Band.

bloß eine Aufzählung spezifischer Märkte – Kapitalmärkte, Arbeitsmärkte, Warenmärkte.<sup>26</sup>

Es war der Mathematiker und Ökonom Augustin Cournot, der die Definition und Abstraktion des Marktkonzeptes vorantrieb: Bei ihm wandelt sich der „marché“ bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts vom räumlich und zeitlich abgegrenzten Ort, dem „lieu déterminé ou se consomment les achats et les ventés“, zum „territoire dont les parties sont unies par des rapports de libre commerce, en sort que les prix s’y nivellent avec facilité et promptitude.“<sup>27</sup> Markt wird zum ökonomischen Freiraum, wo sich die Preise fast wie von selbst einstellen. Eine Abstrahierung des Marktprinzips von räumlichen und zeitlichen Parametern schlägt sich auch im deutschen Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts nieder: Das Wörterbuch der Gebrüder Grimm aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert hält fest, dass „Markt“ neben der „Beziehung auf das örtlich und zeitlich Eigenthümliche des Marktes“ nunmehr auch den Handel oder öffentlichen Verkauf bezeichne, „wie man ihn jederzeit schliessen kann“.<sup>28</sup> In der Kaufmannsprache sei „Markt“ gleichbedeutend mit „Geschäft“ gebräuchlich geworden.<sup>29</sup> Im 20. Jahrhundert wurde der Begriff „Markt“ schließlich in der mikroökonomischen Theorie Friedrich Hayeks zu einem Prinzip zur Herstellung einer spontanen Ordnung erklärt.<sup>30</sup> Der Markt war nun zum „Entdeckungsverfahren“ geworden, in dem Kundschafter ständig auf der Suche „nach unausgenützten Gelegenheiten sind“.<sup>31</sup>

Diese begriffshistorischen Befunde einer zunehmenden Entgrenzung und Abstrahierung des Marktes sind durch historische Studien zu Marktpraktiken erweitert worden. Im frühneuzeitlichen Europa war das Aushandeln von Preisen angesichts der Ungewissheit über die Qualität der Waren und den Wert der Währungen sowie des Fehlens standardisierter Maße und Gewichte das essentielle Merkmal von Märkten.<sup>32</sup> Die Wirtschaftshistorikerin Laurence Fontaine bezeichnete den Markt als eine soziale Eroberung („conquête sociale“) und die frühneuzeitlichen Märkte als Handelsordnung des Feilschens auf einem Basar. Das Feilschen war nicht chaotisch, sondern klar strukturiert und organisiert. Feilschen war ein zeitaufwendiges Unterfangen. Es diente nicht ausschließlich dem Kauf und Verkauf: Nebenbei wurden auch kaufmännische Beziehungen aufgebaut, Vertrauensverhältnisse geschmiedet und Schulden und Kredite eingetrieben. Gerade die Schulden waren ein essentieller Kern dieser ökonomischen

<sup>26</sup> Sombart, *Das Wirtschaftsleben*, Erster Halbband, S. 292; Zweiter Halbband, S. 640–643.

<sup>27</sup> Cournot, *Recherches*, S. 55.

<sup>28</sup> Grimm, „Markt“, S. 1647.

<sup>29</sup> Ebd., S. 1648.

<sup>30</sup> Von Hayek, *Der Wettbewerb*, S. 8. Zum Selbstverständnis der Ökonomie als selbststeuerndes Verfahren vgl. Pircher, „Markt oder Plan?“.

<sup>31</sup> Von Hayek, *Der Wettbewerb*, S. 14.

<sup>32</sup> Fontaine, „Bemerkungen zum Kaufen“; Dies., *Le marché*.

Transaktionen. Fontaine spricht von einem gemeinschaftsbildenden Klima des Vertrauens, das aufgebaut wurde: „Wichtig ist im Grunde, dass die Rechnung nie endgültig bereinigt ist.“<sup>33</sup> Doch wie Fontaine am Beispiel des vorindustriellen Frankreichs oder Spaniens aufzeigt, war die Gleichartigkeit des sozialen Status eine notwendige Bedingung für das Feilschen. Deshalb musste die Aristokratie ihre Angestellten und Strohmänner hierfür vorschicken und sie war darauf angewiesen, ihre Autorität durch das Festlegen von Preisen und Zahlungsfristen geltend zu machen. Auch die Versteigerung war eine Möglichkeit, den Wert von Waren und Dienstleistungen angesichts von Unsicherheit und Unwägbarkeiten auf eine sozial akzeptierte Art und Weise festzulegen. Zugleich eröffnete die Versteigerung dem Adel die Chance, dem Handel trotz sozialer Einschränkungen in einer stark ritualisierten Form zu frönen. Besonders deutlich trat dies bei den Kunstauktionen zutage, die deshalb auch als ein als Sammelleidenschaft getarnter Geschäftsgeist kritisiert wurden. Eine weitere beliebte Form wirtschaftlicher Transaktion waren die Lotterien, die überall da (in Venedig, Flandern und Holland) florierten, wo die Kaufleute sich niedergelassen hatten.<sup>34</sup> Durch flämische Kaufleute wurden sie schließlich auch in Frankreich eingeführt. Lotterien bedienten die Spiellust des Adels, sie eröffneten in von Armut geprägten Ökonomien Marktchancen für jene, die nicht über reguläre Veräußerungsmöglichkeiten verfügten, und sie avancierten zu einer Quelle der Bereicherung für den Staat und zahlreiche Intermediäre. Versteigerungen und Lotterien waren Alternativen zum Markt, mit denen sich der Adel standesgemäßen Zugang zum Handel verschaffte. Zur idealen Form des wirtschaftlichen Austausches für den Adel avancierte jedoch die Gabe, die Laurence Fontaine als dezidierte Absage an das Bilanzieren versteht:<sup>35</sup> „Es wird damit gerechnet, dass man weder das, was man gibt, noch das, was man empfängt, gegeneinander aufrechnet.“<sup>36</sup> Auf die Entstehung und Konjunktur von Gabentheorien in der Kulturanalyse und der Moralphilosophie werde ich später noch zu sprechen kommen. Fontaine verwendet den Begriff der Gabe für ein weites Spektrum sozialer Aktivitäten, welche den Rahmen ökonomischer Transaktionen sprengen. Durch Gaben konnte sich die Aristokratie in Szene setzen. Es ging auch um den Austausch von symbolischen Werten, um das Zelebrieren von Geselligkeit und das Markieren von Status. Allerdings sieht Fontaine die Grenzen zwischen Gabe und Markt durchaus als fließend. Alle

<sup>33</sup> Dies., „Bemerkungen zum Kaufen“, S. 338–339. Wie Mischa Suter am Beispiel der Schweiz im 19. Jahrhundert gezeigt hat, muss man sich Schuldenökonomien mitnichten als einen symmetrischen Austausch vorstellen, sondern als Machtbeziehung. Für den Handelsverkehr wurde eine separate Sphäre des Kaufmanns geschaffen, in der er den Konkurs und nicht die Pfändung in Anspruch nehmen durfte. Damit ging auch die Schaffung einer Gegenwelt zum Handel einher – die in der Landwirtschaft und der ländlichen Welt identifiziert wurde. Suter, ‚Rechtstrieb‘.

<sup>34</sup> Fontaine, *Le marché*, S. 161–165.

<sup>35</sup> Einführend zu Gabentheorien in den Kulturwissenschaften: Därmann, *Theorien der Gabe*.

<sup>36</sup> Fontaine, „Bemerkungen zum Kaufen“, S. 342.

Formen des Handelsaustausches, von den hoch offiziellen zu den streng verbotenen, konnten als Gaben veräußert werden. Und die Gabe wurde nicht nur vom Adel, sondern von allen Ständen praktiziert: Besonders deutlich wird die doppelte Funktion von Transaktionen als Markt und Gabe beim weit verbreiteten karitativen Brauch der Zirkulation von Textilien.<sup>37</sup> Kleider wurden zwischen der Stadt und dem Land in Umlauf gebracht und sie zirkulierten zwischen den Ständen sowie zwischen verschiedenen Generationen. Hausierer tauschten die Waren ihrer Bauchläden gegen getragene Kleider, Bedienstete verkauften die ihnen regelmäßig von der Herrschaft gegebenen Kleider, die Textilien gelangten so zu den Trödlern und durch das Instrument der Pfandleihe konnten sie wiederum gegen Geld eingetauscht werden.

Mit der Ausdehnung von Handelsplätzen und der Entstehung von Produktvielfalt wurde das Feilschen für die Käufer immer aufwendiger, unübersichtlicher und zeitintensiver. Das Verlangen, die Ungewissheit von Märkten zu reduzieren, nahm zu. Die Zünfte trieben die Normierung und Institutionalisierung der Märkte voran. Mittels Durchsetzung konformer Messinstrumente konnten die beiden wichtigsten Unwägbarkeiten bei der Preisfindung (Qualitäten und Maße) minimiert werden. Dadurch verlor das Feilschen an Bedeutung und erstreckte sich fortan nur noch auf die Gewinnspanne, die sich Verkäufer und Käufer gegenseitig gewährten.

## Veredelter Erwerbstrieb

Während die Historikerin Laurence Fontaine die Veränderung des Marktprinzips als Folge von Institutionalisierung, Rationalisierung und Normierung im 17. und 18. Jahrhundert beschreibt, widmete sich der Ökonom Albert O. Hirschman (1915–2012) Mitte der 1970er-Jahre jenem ideenhistorischen Umschwung vom 17. zum 18. Jahrhundert, der zu einer Umdeutung der gewerblichen Tätigkeiten führte, die seit Augustinus als Streben nach Geld und Besitz geächtet waren.<sup>38</sup> Mit seiner Schrift „Leidenschaften und Interessen“ hat Hirschman wie kein anderer Ökonom auf die Umpolung von Leidenschaften bei der Formulierung des Prinzips ökonomischer Interessen im 18. Jahrhundert hingewiesen.<sup>39</sup> Für Hirschman setzte gerade dann, als der Kapitalismus gesiegt hatte und die Leidenschaften im nun vorwiegend mit Erwerbstätigkeit beschäftigten Europa unter kaufmännische Kontrolle gebracht waren, eine romantische Kritik an dieser Welt ein, die nun plötzlich „leer, trist und langweilig“ erschien.<sup>40</sup> Hirschman sah sowohl in Max Webers Entzauberungsthese wie auch in Sigmund Freuds Ar-

<sup>37</sup> Ebd., S. 344.

<sup>38</sup> Hirschman, *Leidenschaften und Interessen*.

<sup>39</sup> Zur Emotionsgeschichte des Kapitalismus vgl. Frevert, „Gefühle und Kapitalismus“.

<sup>40</sup> Hirschman, *Leidenschaften und Interessen*, S. 141.

gument der Unterdrückung der Libido als Kehrseite des Fortschritts Elemente einer solchen nostalgischen Kritik an der Moderne, denen es an „Adel, Größe, Mysterien“ und „vor allem Leidenschaft“ fehlte.

Hirschman interessierte sich für die zur Zeit des Merkantilismus bei den intellektuellen, wirtschaftlichen und politischen Eliten aufkommende Idee, dass der Handel trotz seiner schädlichen Wirkungen, wegen seiner heilsamen Nebenwirkungen als etwas sehr Nützliches erachtet werden könnte. „Interesse“ avanciert hierbei zu jenem zentralen Begriff, mit dem die Hoffnung verbunden war, dass mit der Zulassung des Erwerbstriebes gleichzeitig die Genussucht bekämpft werden könnte. Begriffsgeschichtlich verweist „Interesse“ auf ältere Wurzeln, die auch an die erhobenen Zinsen für geliehenes Geld erinnern. Im 16. Jahrhundert war Interesse in Westeuropa als Synonym für Anteilnahme, Streben und Vorteil geläufig.<sup>41</sup> Diese weite Verwendung des Begriffs als Gesamtheit des menschlichen Strebens wich einer eingeschränkteren Verwendung im Sinne von ökonomischem Vorteil. Hirschman sah im Interesse ein neues Paradigma: Die meisten menschlichen Handlungen wurden aus dem Eigeninteresse erklärbar und essenmotiviertes Handeln und Gelderwerb als ein Verhalten wahrnehmbar, das dem durch Leidenschaften motivierten Handeln überlegen sein könnte.

Die Gewährsmänner Hirschmans entstammen dem 17. und 18. Jahrhundert und lebten in Frankreich und Schottland. Ein wichtiger Zeuge ist Montesquieu (1689–1755), der die vormals durch die Zinsverbote der Kirche behinderte Expansion des Handels als heilsam erachtete, und zwar auch für die Politik. Montesquieu beschrieb die Erfindung des Wechsels als Reaktion der Geschäftsleute auf die Habgier der Herrscher und hielt sie für einen entscheidenden Wendepunkt: Weil die Vermögen beweglicher wurden und den Herrschenden in gewisser Art und Weise entzogen werden konnten, waren die Händler im Stande, Druck auf die Herrschenden auszuüben, weniger rücksichtslos und weniger gewaltsam zu regieren. Wechsel- und Währungsgeschäfte waren für Montesquieu, der in seinem Heimatland Frankreich ein Ende des Ancien Régime als Willkürherrschaft nicht am Horizont aufschimmern sah, deshalb ein „Bollwerk gegen Tyrannei“.<sup>42</sup> Ein zweiter Gewährsmann Hirschmans ist Adam Smith (1723–1790), der die Idee, es seien gerade die privaten Laster, welche die größten gesellschaftlichen Vorteile hervorzubringen vermögen, von Bernard de Mandeville (1670–1733) aufgegriffen hatte.<sup>43</sup> Adam Smith ist selbstverständlich kein besonders überraschender Kronzeuge für das Lob des Kapitalismus, und auch die Parallelektüre der zwei sehr verschiedenen Hauptwerke von Adam Smith – „The Wealth of Nations“<sup>44</sup> und „Theory of Moral Sentiments“<sup>45</sup> – drängen sich ei-

<sup>41</sup> Ebd., S. 41.

<sup>42</sup> Ebd., S. 88.

<sup>43</sup> Mandeville, Die Bienenfabel.

<sup>44</sup> Smith, Der Wohlstand der Nationen.

<sup>45</sup> Smith, Theorie der ethischen Gefühle.

ner Betrachtung auf, welche sich für die ambivalente Deutung des Kapitalismus zum Zeitpunkt seiner Entstehung interessiert. Bemerkenswert an der Lektüre von Adam Smith durch Hirschman ist jedoch, dass er Smith als einen Denker diskutiert, der im Gegensatz zu Montesquieu nicht die Meinung vertrat, dass der aufkommende Kapitalismus die Politik durch eine Kontrolle der wilderen Leidenschaften zu verbessern vermöge.<sup>46</sup> Hirschman liest Smith als einen Skeptiker der Politik, der in der Politik weder eine Voraussetzung noch eine wahrscheinliche Folge des wirtschaftlichen Fortschrittes erblickte. Indem Smith argumentiert habe, dass Ehrgeiz und Machtstreben allesamt durch wirtschaftliche Besserstellung befriedigt werden konnten, habe er die Vorstellungen in der Tradition von Montesquieu unterminiert, dass die Leidenschaften „gegeneinander oder die Interessen gegen die Leidenschaften ausgespielt werden“ könnten. Leidenschaft und Interessen seien bei Smith eins geworden. Smith habe damit, so Hirschman, jenes neue und fortan mächtige Paradigma geschaffen, welches die vormalig widersprüchlichen Diskussionen einzuengen vermochte.

Aus historischer Sicht, und insbesondere auch für die Erörterung der Debatten um das Marktprinzip, ist Hirschmans Lektüre von Smith deshalb aufschlussreich, weil sie eine Relektüre des schottischen Meisterdenkers des Neo-Liberalismus vornahm. Milton Friedman hatte Smith bereits 1962 in seiner programmatischen wirtschaftspolitischen Schrift „Capitalism and Freedom“ okkupiert („There is much ruin in a nation“)<sup>47</sup> und argumentiert, dass das Vorhandensein eines Marktes das Spektrum jener Bereiche verringere, die mittels Politik geregelt werden müssten.<sup>48</sup> Und dass der Markt weit mehr schaffe als ökonomische Freiheit, nämlich politische Freiheit, oder in anderen Worten: „the absence of coercion of a man by his fellow man“.<sup>49</sup> Hirschman legte genau zu jenem Zeitpunkt eine eigene Deutung von Smith vor, als dieser zur Zweihundertjahrfeier des Erscheinens von „The Wealth of Nations“ von der Chicago School unter Ägide von Milton Friedman definitiv zu ihrem Kronzeugen erhoben wurde. Es ist wohl kein Zufall, dass Hirschman diesen Essay schrieb, als der neo-liberale Turn und damit die Renaissance des Marktprinzips während der Wirtschaftskrise zu Beginn der 1970er-Jahre als wirtschaftspolitisches Credo in der Luft lag. Hirschman war in Berlin geboren und während der Weimarer Republik erwachsen geworden, er bekämpfte im Spanischen Bürgerkrieg auf republikanischer Seite den Faschismus, fand in den USA Zuflucht und entdeckte in der Nachkriegszeit in der Thematik der wirtschaftlichen Entwicklung seine große Aufgabe.<sup>50</sup> Seine Tätigkeit als Entwicklungsökonom in Lateinamerika machte ihn zum Promotoren freier

<sup>46</sup> Hirschman, Leidenschaften und Interessen, S. 116.

<sup>47</sup> Smith, Theorie der ethischen Gefühle, S. 202.

<sup>48</sup> Friedman, Capitalism and Freedom, S. 15.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Zu Hirschman vgl. ders., Selbstbefragung und Erkenntnis, insbesondere S. 115–157. Adelman, Worldly Philosopher.

Märkte und des Kapitalismus. Mit dieser Haltung geriet er in den 1970er-Jahren zwischen die politischen Fronten, als die an der University of Chicago ausgebildeten „Chicago Boys“ in Chile unter der autoritären Diktatur Augusto Pinochets ein Labor für monetaristische Marktexperimente errichteten. Hirschmans Smith Lektüre ist deshalb als eine doppelte zu verstehen: Sie stammt aus der Feder eines Republikaners und eines Ökonomen und ist vor diesem Hintergrund genauso politisch zu verstehen wie jene Friedmans. Hirschmans Blick auf die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts muss deshalb auch als ein Kommentar gelesen werden zu den wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen der 1970er-Jahre, als das Zusammenspiel von Politik, Moral und Märkten hoch politisiert diskutiert wurde.<sup>51</sup> Er lässt zum Schluss seines Essays keine Frage offen hinsichtlich seiner Einschätzung des Zweckbündnisses von libertären Marktordnungen und autoritären Regimes, wenn er mit Rekurs auf Alexis de Tocqueville darauf verweist, dass eine Nation, die von ihrer Regierung nichts als die Aufrechterhaltung der Ordnung fordere, bereits versklavt sei.<sup>52</sup>

In einem 1982 erschienenen Aufsatz zu den konträren Deutungen der Marktgesellschaft erweiterte Hirschman den Zeitraum seiner Betrachtung bis in die Gegenwart und wandte sich auch den Argumenten der Marktkritiker seit dem 19. Jahrhundert zu.<sup>53</sup> Er entwickelte hierbei ein Tableau der Argumente für die positiven und negativen Effekte von Märkten. Während die Marktbefürworter in der Tradition Montesquieus mit der These des „douce-commerce“ operierten, argumentierten die konservativen und marxistischen Marktskeptiker mit der These der „self-destruction“ von Märkten, die besagt, dass der Kapitalismus genau jene moralischen Werte unterminiere, auf denen er selbst begründet ist (Vertrauen, Verpflichtung, Selbstbeschränkung).

## Altruistische Gaben

Im Zuge der Politisierung des Marktprinzips in den 1970er-Jahren avancierte die Gabe in der Kulturanalyse, der Wirtschaftswissenschaft und der Moralphilosophie zum Komplementärbegriff, zur Alternative und zum utopischen Gegenmodell des Marktes. Ausgangspunkt und Referenzwerk bildeten die zwischen den Weltkriegen im Jahr 1925 formulierten Überlegungen Marcel Mauss zur „Gabe“, die inzwischen zu einer viel zitierten Bibel der Marktkritiker aufgestiegen sind.<sup>54</sup> Mauss setzte bei archaischen Gesellschaften an und beschrieb ein komplexes System des Austausches zwischen sozialen Kollektiven (Clans, Stämme, Familien), die durch Tausch Verpflichtungen und Verträge eingehen. Ausgetauscht werden

<sup>51</sup> Vgl. hierzu: Adelman, *Worldly Philosopher*, S. 519–524.

<sup>52</sup> Hirschman, *Leidenschaften und Interessen*, S. 131.

<sup>53</sup> Ders., „Rival Interpretations of Market Society“.

<sup>54</sup> Mauss, *Die Gabe*.

nicht bloß Güter, bewegliche oder unbewegliche Habe, sondern primär „Höflichkeiten, Festessen, Rituale, Militärdienste, Frauen, Kinder, Tänze, Feste, Märkte, bei denen Handel nur ein Moment und der Umlauf der Reichtümer nur eine Seite eines weit beständigeren Vertrags ist“.<sup>55</sup> Es geht um den Austausch von Leistungen und Gegenleistungen, wobei das charakteristische Merkmal dieses Gabentausches darin besteht, dass Gaben zwingend erwidert werden müssen. Gaben abzulehnen oder die Gegengabe zu verweigern, kommt einer Kriegserklärung und der Verweigerung der Freundschaft und der Gemeinschaft gleich. Mauss situierte den Gabentausch in einem Gesamtsystem gesellschaftlichen Lebens und forderte dementsprechend eine wissenschaftliche Perspektive, welche das „totale menschliche Verhalten“ untersucht, „die ästhetischen, moralischen, religiösen und wirtschaftlichen Triebfedern“ aufspürt, und gleichzeitig auch „die materiellen und demographischen Faktoren“ in den Blick nimmt.<sup>56</sup>

In seinen „moralischen Schlussfolgerungen“ weist Mauss darauf hin, dass Fremde drei Möglichkeiten hätten, wenn sie sich begegnen: Sich zu schlagen, sich auszuweichen oder Gaben zu tauschen. Mauss betonte, dass der Handel zwischen Stämmen, Clans und gar Nationen erst dann möglich wurde, als diese die Waffen niederlegen konnten.<sup>57</sup> Der Gabentausch markiert bei Mauss nichts weniger als den Beginn der Kultur. Diese Ursprungsgeschichte des Marktes ist durchaus in geistiger Verwandtschaft mit Max Webers Vorstellung der Marktvergesellschaftung als Handel unter Fremden und Alternative zum Krieg zu verstehen.

Mauss beharrte auf einer Unterscheidung zwischen dem Kaufen und Verkaufen einerseits und der Gabe andererseits. Gabe und der Gabentausch waren für Mauss nämlich eine hoffnungsvolle Alternative zum Markt: „Zum Glück ist noch nicht alles in Begriffen des Kaufs und Verkaufs klassifiziert. Die Dinge haben neben ihrem materiellen auch ihren Gefühlswert.“<sup>58</sup> Wie Freud betonte auch Mauss den Fortbestand archaischer Traditionen in der Moderne. Auch moderne Gesellschaften hielten an den vergangenen Sitten des Gabentausches fest, und zwar zu bestimmten Zeiten des Jahres und bei bestimmten Anlässen, beispielsweise indem Einladungen nach wie vor ausgesprochen und angenommen werden müssen. Oder wenn die „unbewusste schimpfliche Gönnerhaftigkeit“ des reichen Almosengebers zu vermeiden versucht wird: „Unsere Moral ist nicht ausschließlich eine kommerzielle“, verkündet Mauss kämpferisch in den 1920er-Jahren.<sup>59</sup> Doch an wen war dieser Slogan damals gerichtet?

Die Gabe hatte bei Mauss nach dem Horror des Ersten Weltkriegs einen utopischen Zauber. Sie war gleichermaßen eine Hoffnung für den Weiterbestand von vergangenen Traditionen und die „Essenz von Fortschritt und Solidarität“,

<sup>55</sup> Ebd., S. 22.

<sup>56</sup> Ebd., S. 182–183.

<sup>57</sup> Ebd., S. 181.

<sup>58</sup> Ebd., S. 157.

<sup>59</sup> Ebd., S. 157.



wie es Valentin Groebner treffend formuliert hat.<sup>60</sup> Groebner deutete die Gabentheorie als eine melancholische Denktradition, eine spezifische europäische Utopie, die in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs entstanden sei. Er betonte, dass die zahlreichen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Überlieferungen über die Gaben kein archivalischer Glücksfall, sondern essentieller Bestandteil der Gaben waren. Das Geben hatte vor einem Publikum stattzufinden. Es musste als freiwillige und zweckfreie Angelegenheit stilisiert werden – und war doch genau das Gegenteil. Schenken war eine ambivalente Tätigkeit, die für eine Kultur gegenseitiger Verpflichtung stand. Groebners überzeugendster Kronzeuge für die Doppelbödigkeit der Gabe in der frühen Neuzeit ist Michel de Montaigne (1533–1592), der sich nach einer Welt mit Märkten sehnte, wo Dienste gegen Geld gekauft werden können, während man für Geschenke sich selbst hergeben müsse.<sup>61</sup>

Ein zentraler Text für die zu Beginn der 1970er-Jahre aufgeflammt Debatten um die Polarisierung von Markt und Gabe war die Studie zur Blutspende von Richard M. Titmuss.<sup>62</sup> Genau genommen war das Buch eine Reaktion auf die zwei Jahre früher von Michael Cooper und Anthony Culyer unter Ägide des Free Market Think Tank Institute of Economic Affairs erschienene Publikation „The Price of Blood“, welche die Behauptung aufstellte, dass das Angebot von Blut mittels einer Kommerzialisierung von Blutbanken und der Bezahlung von Blutspendern vergrößert und vergünstigt werden könnte.<sup>63</sup> Titmuss, Autodidakt und Professor für Sozialpolitik an der London School of Economics, behauptete genau das Gegenteil: Ausgestattet mit statistischem Material und den Resultaten empirischer Sozialforschung (einem Vergleich des teilweise durch die Pharmaindustrie kommerziell organisierten Bluttransfusionssystems in den USA mit dem nicht kommerziell ausgerichteten National Blood Transfusion Service in Großbritannien) kam seine Studie zum Schluss, dass die Kommerzialisierung von Blut und die Privatisierung des Blutspendensystems altruistische Regungen unterdrücke und damit das Angebot an Blut in Gefahr bringe. Kommerzielle Blutbanken führten dazu, dass Blut überproportional von der armen, arbeitslosen und schwarzen Bevölkerung und anderen Unterschichten zur Verfügung gestellt würde. Private Blutspendezentren würden den Gemeinschaftssinn untergraben, die persönliche Freiheit beschränken, die Gefahr von unethischem Verhalten erhöhen, zu temporärem Blutmangel führen – und dies war noch nicht der allerschlimmste Vorwurf: Gerade weil sie den Gemeinschaftssinn untergraben würden, stellten kommerzielle Blutbanken gesundheitliche Sicherheitsrisiken dar: „And, finally in terms of quality, commercial markets are much more likely to distribute contaminated blood; the risks for the patient of disease and

<sup>60</sup> Groebner, „Liebesgaben“.

<sup>61</sup> Ebd., S. 50.

<sup>62</sup> Titmuss, *The Gift Relationship*.

<sup>63</sup> Cooper/Culyer, *The Price of Blood*.

death are substantially greater. Freedom from disability is inseparable from altruism“.<sup>64</sup> Titmuss griff bei seiner Marktkritik zu der von Hirschman als „self-destruction-These“ bezeichneten Waffe und behauptete, dass die Bezahlung der Blutspende zur Zerstörung des Altruismus und des Ethos der Spender, damit zu höheren gesundheitlichen Risiken für die Empfänger und letztlich zu einer Schädigung des Blutmarktes führe.

Kenneth J. Arrow, der maßgeblich zu einer Mathematisierung der Wirtschaftswissenschaften beigetragen hatte und dafür 1972 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, übte im selben Jahr scharfe Kritik an Titmuss Studie.<sup>65</sup> Er strich die fehlende Vergleichbarkeit der Daten hervor, fehlerhafte Attribuierung von Kausalitäten und sprach Titmuss im Grunde genommen die theoretische Expertise zum Verständnis des geschilderten Problems ab, das er als ein ökonomisches verstand. Arrow formulierte die Fragen Titmuss in den Parametern der mikroökonomischen Entscheidungstheorie um, wobei das Geben zum individuellen Willensakt und als Beitrag zur ökonomischen Effizienz erklärt wurde. Ethische Argumente waren durchaus in seine Argumentation integrierbar, allerdings verstand er sie nicht als Antipode des Marktes als Preissystem, sondern als komplementäre Güter. Die Gabe wurde zum Teil des Selbstinteresses und das Selbstinteresse zum Teil der Gabe.

Die Debatten um das Konzept der Gabe sind seit den 1990er-Jahren wieder aufgeflammt: Für den Wirtschaftsethnologen Maurice Godelier sind die Gaben in den westlichen Gesellschaften weiterhin präsent, allerdings in die private, individuelle, subjektive Sphäre zurückgedrängt worden.<sup>66</sup> Sie bleiben bloß noch in der Familie und zwischen Freunden weiterhin eine soziale Verpflichtung im Mauss'schen Sinne. Andererseits beobachtet er eine Renaissance der Gabe durch karitative Organisationen in der Öffentlichkeit, nachdem sich der Staat aus seinem Engagement in der Wirtschaft, aber auch der Gesundheit und der Bildung zurückzieht. Gegenüber der Hoffnung, dass die Gabe letztlich wieder zu einer gesellschaftsbildenden sozialen Tatsache werden könnte, bleibt er skeptisch. Reziprozität kann es in der Vorstellung des Wirtschaftssoziologen in einer We-Are-the-World-Charity-Gesellschaft nicht mehr geben. Dennoch deutet er die Gabe als einen Gegenpol oder gar als Akt des Widerstands zur Marktlogik des Profits.<sup>67</sup> Er lässt seine Überlegungen utopisch enden, indem er die Grenzen sozialer Verhandelbarkeit und auch die Persistenz der Gabe beschwört. Er erinnert daran, dass die erste Bande zwischen den Menschen jene seien, die zwischen dem Kind und seinen Eltern, durch die Geburt geschlossen würden und deshalb

---

<sup>64</sup> Titmuss, *The Gift Relationship*, S. 246.

<sup>65</sup> Arrow, „Gifts and Exchanges“. Kritisch zu Arrows Einwänden: Singer, „Altruism and Commerce“.

<sup>66</sup> Godelier, *The Enigma of the Gift*, S. 200–210.

<sup>67</sup> Ebd., S. 208.

nicht verhandelbar seien. Die Geburt ist für Godelier das ultimative Sinnbild und die letzte Instanz der Gabe in der modernen westlichen Gesellschaft.

In methodischer Hinsicht hat sich das Vorgehen seit Marcel Mauss kaum verändert: Es sind nach wie vor die ethnographischen Studien von archaischen Gemeinschaften im Westen des Pazifiks oder in Amerika, welche die empirische Basis der Gabentheorien bilden. Auch Marcel Hénaff stellt sich mit dem Hinweis auf den Gabentausch von Insulanern in Papua-Neuguinea gegen die Vorstellung, dass die Gabe mit den auf dem Markt gehandelten Gütern identisch sein könnte. Zeremonielle Gaben seien Zeugnis eines Bundes und hätten keinen Preis auf dem Markt der nützlichen Güter: „Die beiden Ordnungen sind verschieden und müssen es sein; ihre Funktion ist radikal verschieden.“<sup>68</sup> Doch selbst wenn er die Gabenbeziehung als das Gegenteil eines Handelsverhältnisses sieht, kann sie niemals die Funktion einer Rückweisung übernehmen oder gar eines Ersatzes. Die Gabe selbst ist für Hénaff nur das Symbol, ein bloßes Pfand. Das Essentielle steckt im Akt der Beziehung, im Engagement, dem Risiko, der „Verrücktheit sich mittels dessen zu binden, was man sich gegenseitig schenkt.“<sup>69</sup> Hier ist wieder an Max Webers Bemerkung zu erinnern, der die Marktbeziehung als unpersönlichste aller Beziehungen schildert, weil sie kein Ansehen der Person, keine Brüderlichkeits- und Pietätspflichten kenne.<sup>70</sup> Die Gaben sind für Hénaff genau deshalb das Gegenteil der Marktbeziehung, weil die Gabe „gewährte Anerkennung, die erwiesene Ehre, den geteilten Respekt“ symbolisiert.<sup>71</sup> In diesem Sinn sind auch Hénaffs Gabentheorie und seine Erinnerung an die Gabenbeziehung nostalgisch, es sind wie immer die kleinen Wörter, die dies verraten, etwa wenn er von den Fäden des sozialen Gewebes spricht, die „von neuem“ geknüpft werden, oder dem Ehrgefühl, das dabei „wieder“ entsteht.<sup>72</sup> Auch bei Hénaff ist das Leben die Gabe schlechthin, weil es gegeben wird.

## Außerökonomische Märkte

Die Gabentheorien von Godelier und Hénaff enden bei der Geburt und bei den Begründungsakten der Familie. Sie enden genau bei jenen letzten Residuen des privaten Lebens, die in den 1970er-Jahren in die mikroökonomische Theoriebildung integriert worden sind.<sup>73</sup> Das neue Forschungsfeld der außerökonomischen Märkte setzte bei einem Verständnis der Wirtschaftswissenschaft als Theorie der Knappheit von Ressourcen an, das erstmals in den 1930er-Jahren durch Lio-

<sup>68</sup> Hénaff, *Der Preis der Wahrheit*, S. 157–240 (Die Welt der Gabe), hier S. 237.

<sup>69</sup> Ebd., S. 580.

<sup>70</sup> Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 383.

<sup>71</sup> Hénaff, *Der Preis der Wahrheit*, S. 601.

<sup>72</sup> Ebd., S. 604.

<sup>73</sup> Schultz (Hg.), *Economics of the Family*.

nel Robbins skizziert worden war.<sup>74</sup> Von nun an war jegliches menschliche Tun und Handeln in den Parametern von Knappheitsbeziehungen als Problem von Wahlkonflikten modellierbar und in die ökonomischen Wissenschaften integrierbar. Michel Foucault bezeichnete diesen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des ökonomischen Wissens im Jahr 1979 nicht bloß als einen Vorstoß in ökonomisch bislang unerforschte Gebiete. Er erblickte in diesem kühnen Akt die sich eröffnende Möglichkeit, „in streng ökonomischen Begriffen einen ganzen Bereich neu zu interpretieren, der bis heute nicht-ökonomisch betrachtet werden konnte und tatsächlich so betrachtet wurde.“<sup>75</sup> Doch wie wirkte sich die Ausdehnung der ökonomischen Konzepte auf das Verständnis von Märkten aus?

Wenn Gary S. Becker 1976 in seiner Schrift zum „ökonomischen Ansatz“ betonte, das Kerngeschäft der Wirtschaftswissenschaften sei nicht durch „ihren Gegenstand“, sondern durch „ihren Ansatz“ zu erfassen, dann erteilte er der bisherigen Vorstellung, dass die Ökonomie ein thematisch abgrenzbares Forschungsfeld wäre, eine radikale Absage.<sup>76</sup> Für Becker und seine Mitstreiter der Human Capital Theory war es gerade die Methodologie der Ökonomie, die sie von anderen Wissenschaften unterscheidbar mache. Die Essenz dieser Methodologie besteht in der Unterstellung, dass Märkte existieren, auch wo sie nicht vermutet werden, und damit ein einheitlicher Bezugsrahmen für die ökonomische Analyse aller denkbaren Probleme geschaffen werden kann: „Der ökonomische Ansatz unterstellt die Existenz von Märkten, die mit wechselnder Effizienz die Handlungen der verschiedenen Beteiligten – Individuen, Unternehmen, ja Nationen – so koordinieren, dass sie miteinander in Einklang gebracht werden.“<sup>77</sup> Deshalb sei die Ökonomie nicht auf materielle Güter, auf Wünsche oder auf jene Sphäre beschränkt, die gemeinhin als „Marktbereich“ verstanden wird.<sup>78</sup> Die Unterscheidung zwischen gefühlsbeladenen Entscheidungen und solchen mit geringer emotionaler Beteiligung ist nun irrelevant, wenn davon ausgegangen wird, dass auch die Leidenschaft kalkuliere.<sup>79</sup> Was Becker und seine Mitstreiter des außerökonomischen Ansatzes im Umfeld der Chicago School propagierten, war eine Fiktion von Märkten mit Hilfe der Annahme von Schattenpreisen als methodischer Trick zwecks Positionierung der Ökonomie als allgemeine Sozialtheorie.

Die Familienökonomie, die sich mit der Reproduktion, der Geburt, der Ehe, der Hausarbeit, der Kindererziehung und der Bildung beschäftigt, war eines der Kerngeschäfte der Methodik, die auf dem Knappheitsparadigma und der Fiktion von Märkten beruhte. Die Untersuchungseinheiten waren hierbei nicht In-

---

<sup>74</sup> Robbins, *An Essay*. Vgl. auch Dommann, „Reden wir über Geld!“.

<sup>75</sup> Foucault, *Die Geburt der Biopolitik*, S. 325.

<sup>76</sup> Becker, *Der ökonomische Ansatz*.

<sup>77</sup> Ebd., S. 3.

<sup>78</sup> Ebd., S. 5.

<sup>79</sup> Ebd., S. 7.

dividuen, sondern die Familie als geschlossener Entscheidungsträger.<sup>80</sup> Dieser Akt war eine definitorische Entscheidung, und Kritiker erblickten darin nicht etwa eine Wiederbelebung des Familienkonzepts (zu einem Zeitpunkt, als dieses durch die neue Frauenbewegung in Frage gestellt wurde), sondern eine Zerstörung dessen, was bislang unter Familien verstanden wurde: „He [der Verfasser Robert J. Willis] has defined the parents as subjects and the kids as objects, he has denied the members the right to take satisfaction in the satisfaction of others, he has merged the husband and wife into a single utility function of the individual type – in short, he has solved the problems of family economics by dissolving the family.“<sup>81</sup>

Vertreter und Vertreterinnen der Fiktion außerökonomischer Märkte legten demgegenüber in ihren Studien das Augenmerk auf eine Dekonstruktion der Hypokrisie des *status quo* bei der Regulierung von Elternschaft durch den Staat. Exemplarisch soll dies am Beispiel einer 1978 veröffentlichten Studie zur Ökonomie des Adoptionsrechts und des Babymangels in den USA gezeigt werden.<sup>82</sup> Die staatliche Regulierung der Adoption habe zu einem Mangel an weißen und einem Überangebot an schwarzen Adoptivkindern geführt. Mit dieser race-sensitiven Feststellung beginnen die Ökonomin Elisabeth M. Landes und der Rechtswissenschaftler Richard A. Posner ihre Forderung nach einer Liberalisierung und Privatisierung der Adoption. Was folgt, ist ein Vergleich der Adoption mit anderen regulierten beziehungsweise verbotenen Märkten. Ein Nachfrageüberhang durch Marktregulierung (hier nach weißen Adoptivkindern) führt zwangsläufig zu einem Schwarzmarkt, so wie die Prohibition von Alkohol oder Drogen die Bildung von illegalen Märkten verursacht. Und wie Drogenmärkte seien diese Schwarzmärkte für Adoption den betrügerischen, kriminellen und ausbeutenden Machenschaften stärker ausgesetzt als legale Märkte.

Der Text argumentiert nicht im Modus der positiven Argumentation, sondern des Gegenarguments. Die außerökonomische Theorie gibt sich dissident. Sie ist gegen die herrschende Moral, gegen das geltende Recht und deckt Missstände auf. Der Kritik an der Einführung von freien Märkten für Adoptionen begegnen die Autoren mit dem Hinweis auf die Mängel existierender Schwarzmärkte. Das Argument, Elternschaft sei kein gewöhnlicher Vertrag wie der Kauf von Fernsehern oder Glühbirnen, sondern etwas Emotionales, entkräften sie durch Verweis auf den ebenso gefühlsbehafteten Gesundheitsmarkt. Und die Vorbehalte gegenüber Adoptionsmärkten brandmarken sie als rassistische Verlogenheit: „The antipathy to an explicit market in babies may be part of a broader wish to disguise facts, that may be acutely uncomfortable if widely known. Were baby

---

<sup>80</sup> Schultz (Hg.), *Economics of the Family*, S. 8.

<sup>81</sup> Ebd., S. 77–78. Es handelt sich um einen Kommentar des Soziologen und Demographen Norman B. Ryder.

<sup>82</sup> Landes/Posner, „The Economics of Baby Shortage“.

prices quoted as prices of soybean futures are quoted, a racial ranking of these prices would be evident, with white babies higher than nonwhite baby prices.“<sup>83</sup>

Brachen die Autoren mit diesen Argumenten Tabus? Gab es überhaupt ein Adoptionsmarkttabu? Sind die Familienökonominnen die wahren Kritiker einer verlogenen Familienmoral, der durch gesellschaftliche Krisen in Anschluss an Vietnam, Watergate, Rassenunruhen und soziale Bewegungen verunsicherten amerikanischen Mittelschicht? Oder sind sie genau jene Vorreiter der Entgrenzung von Märkten, die diese mit ihrer Schaffung von Marktfiktionen vorstellbar, modellierbar und damit schließlich realisierbar gemacht haben? Die historische Erforschung der außerökonomischen Ökonomie aus wissens-, medien- und mentalitätshistorischer und diskursanalytischer Perspektive steht leider noch aus. Denn gerade diese Mikroökonomie von Heirat, Leihmutterschaft und Prostitution ist nicht isoliert von den Entwicklungen in den Lebenswissenschaften, des Feminismus oder der Medienentwicklung zu begreifen. Ist die Entstehung der Mikroökonomie des Lebens und des Privatlebens ein Zeichen für das Zurückweichen von letzten moralischen und sakralen Tabus, wie es Max Weber prophezeit hatte? Waren Gary S. Becker, Richard A. Posner und Theodore W. Schultz einfach die Vorband oder vielmehr die Hintergrundmusik von *Thatcherism* und *Reaganism*? Oder wurden in den ökonomischen Fachzeitschriften Papiertiger bekämpft? Sprachen die Studien zum *non-market behavior* explizit aus, beziehungsweise rechneten aus, was die Ökonomen schon immer taten – Fragen der Moral in Probleme der Entscheidung verwandeln?

## Amoralische Märkte

Drei Jahrzehnte, ein paar Börsencrashes und die große Finanzkrise von 2008 später sind die Kritiker des Marktsystems wieder im Vormarsch. Dieser Eindruck entsteht zumindest, wenn man den Buchmarkt als Indiz hierfür in Betracht zieht.<sup>84</sup> Besonders Furore gemacht hat in den Medien in diesem Zusammenhang der Philosoph Michael J. Sandel mit „What Money Can't Buy“.<sup>85</sup> Sein Buch formuliert eine Kritik an der Expansion der Marktpreisregeln im ökonomischen Diskurs und der gesellschaftlichen Praxis seit den 1970er-Jahren. Seit der Ära von Thatcher und Reagan seien Märkte in Sphären des Lebens eingedrungen, in denen sie nichts zu suchen hätten. Immer mehr Dinge und Tätigkeiten könnten auf einem Markt gekauft werden: Upgrades für Gefängniszellen, Leihmutterschaft bei einer Inderin, Immigration in die USA. Mandel konstatiert

<sup>83</sup> Ebd., S. 344.

<sup>84</sup> Hier nur exemplarisch: Supiot, *Der Geist von Philadelphia*; Sandel, *What Money Can't Buy*; Satz, *Die Macht der Märkte*.

<sup>85</sup> Sandel, *What Money Can't Buy*. Vgl. auch die Rezensionen u.a.: Waldron, „Money & Markets“; Strehle, „Wer zahlt“.

und kritisiert das Aufgehen der Gesellschaft im Markt. Zumindest bei Sandel ist Max Webers zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausgesprochenes Diktum der „Marktvergesellschaftung“ am Anfang des 21. Jahrhunderts nach drei Dekaden unter Margareth Thatcher, Ronald Reagan, Bill Clinton und Tony Blair vollendet.

Sandels Buch ist eine Anklageschrift gegen das Marktsystem, ein Plädoyer für Grenzsetzungen zwischen Sphären mit Märkten und anderen, wo sie schädlich und zu verbieten seien (Gesundheit, Bildung, Familienleben, Natur, Kunst, Bürgerpflichten). Die Argumente für ein Marktverbot sind aus den mikroökonomischen Debatten bekannt und folgen dem Credo von Hirschmans „self-destruction-These“: Sie zerstören die intrinsische Motivation, erodieren die Moral und kontaminieren die Normen: „Markets leave their mark on social norms“.<sup>86</sup> Sie seien also nicht wertneutral, sondern würden immer mehr zu moralischen Problemen: „The more markets extend their reach into noneconomic spheres of life, the more entangled they become with moral questions.“<sup>87</sup> Mandel fordert eine neue Moral und die Eliminierung von schädlichen Märkten: „Once we see that markets and commerce change the character of the goods they touch, we have to ask where markets belong, and where not.“<sup>88</sup>

Demgegenüber hat Debra Satz zeitgleich wie Sandel eine philosophische Studie vorgelegt, die normative Kriterien zur Beurteilung von Märkten formuliert.<sup>89</sup> Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass Märkte wie der Nierenhandel oder die Leihmutterchaft vielen Beobachtern als „toxisch“ erscheinen, dass sie als „Gift für grundlegende menschliche Werte“ wahrgenommen werden.<sup>90</sup> Satz widerspricht der ökonomischen Theorie, welche Effizienz als das alleinige relevante Kriterium zur Bewertung von Märkten gelten lässt.<sup>91</sup> Sie entwickelt ein Instrumentarium zur Untersuchung der Auswirkungen von Märkten auf soziale Beziehungen, auf die Demokratie und auf die inneren Werte. Es geht ihr um eine Theorie zur Bestimmung von Grenzen des Marktprinzips, ein Raster von Grundparametern für toxische Märkte:<sup>92</sup> Märkte sind dann als giftig zu bezeichnen, wenn sie schädlich für die Beteiligten oder Dritte und extrem schädlich für die Gesellschaft sind. Sie wirken auch dann toxisch, wenn sie durch sehr eingeschränkte oder hochgradig asymmetrische Kenntnisse und eine entsprechende Handlungsfähigkeit der Marktteilnehmer gekennzeichnet sind. Und schließlich wenn sie extreme Verwundbarkeiten einer der Geschäftsparteien widerspiegeln.

Je mehr Kriterien erfüllt sind, umso höher sind die Vorbehalte gegenüber solchen Märkten zu gewichten. Dass dieser Kriterienkatalog äußerst komplexe

---

<sup>86</sup> Ebd., S. 64.

<sup>87</sup> Ebd., S. 88.

<sup>88</sup> Sandel, *What Money Can't Buy*, S. 202.

<sup>89</sup> Satz, *Die Macht der Märkte*.

<sup>90</sup> Ebd., S. 10.

<sup>91</sup> Ebd., S. 128.

<sup>92</sup> Ebd., S. 131–140.

Analysen mit sich bringt und auch eine Kritik der Marktkritik leistet, demonstriert Satz eindrücklich am Beispiel der kontrovers diskutierten Vertragsschwangerschaft – von den Kritikerinnen auch als „Leihmutterschaft“ bezeichnet.<sup>93</sup> Satz widerlegt viele Argumente gegen die Vertragsschwangerschaft: etwa die „essentialistische These“, die argumentiert, dass Reproduktion per se intrinsisch motiviert sei; die Auffassung, dass mit der Leihmutterschaft die Bindung zwischen Mutter und Kind beeinträchtigt werde; die Vorstellung, dass das Wesen der Mutterliebe unvereinbar mit Marktbeziehungen sei; und auch das Argument, dass Mütter durch Schwangerschaftsverträge ausgebeutet oder den Kindern dadurch Schaden zugefügt werde.

Debra Satz lässt letztlich einzig das Argument gelten, dass die Vertragsschwangerschaft die Geschlechterungleichheit verstärke, und dass der weibliche Körper durch Leihmutterschaft der Kontrolle anderer unterworfen wird. Die Analyse von Satz erweitert das Spektrum zur Beurteilung von Märkten, indem sie Märkte am Kriterium eines Gleichheitspostulats misst. Dieses Vorgehen unterscheidet sich damit fundamental von den sakral oder moralisch definierten Markttabus im Sinne Max Webers, die einer Gesellschaft von einer göttlichen oder weltlichen Autorität aufgezwungen werden. Und es unterscheidet sich auch von ökonomischen Ansätzen im Sinne Gary Beckers, die allein das Effizienzkriterium zur Beurteilung von Märkten zulassen. Satz betont, dass Marktkritiker die Heterogenität von Märkten ernst nehmen müssten, um sie angemessen zu kritisieren. Damit geht letzten Endes der Aufruf einher, die Normen und Regeln zur Beurteilung von Märkten nicht an eine allgemeine Instanz zu delegieren, und nicht bei einem allgemeinen Kriterienkatalog Zuflucht zu nehmen, sondern Märkte in ihren sozialen, kulturellen und politischen Verflechtungen zu betrachten. Weil die Wirtschaftswissenschaft Märkte mittels des Paradigmas der Effizienz nur beschränkt zu erfassen vermag, darf ihnen die Analyse nicht überlassen werden.

Zusammenfassend könnte man die Wirtschaftswissenschaft auch als Versuch bezeichnen, die alten, sakral motivierten Markttabus loszuwerden, indem der Markt von der Moral abgekoppelt und isoliert als Effizienzproblem betrachtet wurde. Die Geschichte der Debatten um den Gabentausch als Gegenkonzept des Marktprinzips hat gezeigt, dass die Isolierung der Moral vom Markt komplementär zur Mikroökonomie auch von den Gabentheorien betrieben wurde. Eine Geschichte des ökonomischen Wissens im 20. Jahrhundert könnte dergestalt auch als sich ergänzendes Dualsystem beschrieben werden, wo die Kulturwissenschaft sich mit den zweckfreien Praktiken und die Wirtschaftswissenschaft mit den interessengeleiteten Entscheidungen beschäftigten. Dabei wurde auf der einen Seite die Residualkategorie der noch nicht vollständig durchkommerzialisierten Lebensakte als letzte Bastion von heiligen Markttabus und auch als Akt des Widerstands gegen die Marktwirtschaft zelebriert, während auf der anderen

---

<sup>93</sup> Ebd., S. 161.



Seite mittels Marktfiktionen und auf Basis des Paradigmas der Knappheitsrelationen an einer neuen Beschreibung der Welt gearbeitet wurde, die von moralischen Doppelbödigkeiten befreit werden sollte. Die soziale, politische, wissenschaftliche und rechtliche Herstellung und Verteidigung solcher Demarkationslinien bieten aufschlussreiches Material für das historische Verständnis der Ökonomie und der Gesellschaft. Der Übergang von einem Sklavenarbeitssystem zu einem Vertragssystem gilt beispielsweise als eine der Bedingungen und Errungenschaften der kapitalistischen Gesellschaft. Dass die Moral von Märkten sich im Laufe der Geschichte als überaus wandelbar und streitbar erwiesen hat, zeigt sich besonders deutlich bei der Geschichte der Sklavenmärkte.<sup>94</sup> Es ist wohl kein Zufall, dass diese zu einem Zeitpunkt wieder verstärkt in den Fokus der Geschichtswissenschaften gerückt sind, als das Interesse gewachsen ist an den äußerst heterogenen Moralvorstellungen, die bei Markttransaktionen im Spiel sind. Gerade die umkämpften Territorien zwischen der Kulturwissenschaft und der Ökonomie, wo über die Regulierung von Adoption, Bluthandel, Familie, Prostitution oder Sex verhandelt wird, sollten deshalb künftig genauer ins Blickfeld gerückt werden.

Die Autorin dankt Juliane Schiel, Simon Teuscher, Lutz Wingert und den Mitgliedern des ZGW für Rat und Tat.

## Literaturverzeichnis

- Adelman, Jeremy. *Worldly Philosopher. The Odyssey of Albert O. Hirschman*, Princeton/Oxford 2013.
- Arrow, Kenneth J. „Gifts and Exchanges“, in: *Philosophy & Public Affairs*, 1:4 (1972), S. 343–362.
- Becker, Gary Stanley. *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*, Tübingen 1982 [Chicago 1976].
- Cooper, Michael H. und Anthony J. Culyer. *The Price of Blood: An Economic Study of the Charitable and Commercial Principle*, London 1968.
- Cournot, Augustin. *Recherches sur les principes mathématiques de la théorie des richesses*, Paris 1838.
- Därermann, Iris. *Theorien der Gabe. Zur Einführung*, Hamburg 2010.
- Dommann, Monika. „Reden wir über Geld! Aber wie? Und wozu? (Debattenbeitrag)“, in: *Zeitschrift für Kulturwissenschaft (Themenheft: Knappheit)* (2011), S. 113–121.
- Fontaine, Laurence. „Bemerkungen zum Kaufen als soziale Praxis“, in: *Historische Anthropologie* 14 (2006), S. 334–348.
- Fontaine, Laurence. *Le marché. Histoire et usages d'une conquête sociale*, Paris 2014.
- Foucault, Michel. *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II, Vorlesung am Collège de France 1978–1979*, hg. von Michael Sennelart, Frankfurt a. M. 2006.

<sup>94</sup> Vgl. hierzu Schiel, „Das spätmittelalterliche Sklavengeschäft“.

- Frevert, Ute. „Gefühle und Kapitalismus“, in: Gunilla Budde (Hg.), *Kapitalismus. Historische Annäherungen*, Göttingen 2011, S. 50–67.
- Freud, Sigmund. *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*, Frankfurt a. M. 2007 [1912/13].
- Friedman, Milton. *Capitalism and Freedom*, Chicago 1962.
- Godelier, Maurice. *The Enigma of the Gift*, Chicago 1999 [Paris 1996].
- Grimm, Jakob und Wilhelm. „Markt“, in: Dies. (Hg.), *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 16, Leipzig 1885, S. 1643–1656.
- Groebner, Valentin. „Liebesgaben. Zu Geschenken, Freiwilligkeit und Abhängigkeit zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert“, in: *Traverse* 9 (2002), S. 39–51.
- Hayek, Friedrich August von. *Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren*, Kiel 1968.
- Hénaff, Marcel. *Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld und Philosophie*, Frankfurt a. M. 2009 [Paris 2002].
- Herzog, Lisa und Axel Honneth (Hg.). *Der Wert des Marktes. Ein ökonomisch-philosophischer Diskurs vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2014.
- Hirschman, Albert O. *Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*, Frankfurt a. M. 1987 [Princeton 1977].
- Hirschman, Albert O. „Rival Interpretations of Market Society: Civilizing, Destructive, or Feeble?“, in: *Journal of Economic Literature* 20 (1982), S. 1463–1484.
- Hirschman, Albert O. *Selbstbefragung und Erkenntnis*, München/Wien 1996.
- Kaube, Jürgen. *Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen*, Berlin 2014.
- Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearbeitet von Elmar Seebold, 24., durchgesehene und erweiterte Auflage, Berlin/New York 2002.
- Landes, Elisabeth S. und Richard A. Posner. „The Economics of Baby Shortage“, in: *The Journal of Legal Studies* 7 (1978), S. 323–348.
- Mandeville, Bernard de. *Die Bienenfabel oder Private Laster als gesellschaftliche Vorteile mit einer Abhandlung über Barmherzigkeit und Armenschulen und einer Untersuchung über die Natur der Gesellschaft sowie einer Rechtfertigung des Buches gegen die Verleumdungen, die in einer Anklage vor dem Schwurgericht von Middlesex und einem Schmähbrief an Lord C. enthalten sind*, München 1988 [London 1723].
- „Markt“, in: Johann Heinrich Zedler (Hg.), *Grosses vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste*, Bd. 19, Halle/Lepzig 1739, S. 1279–1282.
- [Marktgemeinschaft]. *Editorischer Bericht*, in: Max Weber. *Gesamtausgabe*, Bd. 22–1. *Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Nachlaß, Teilband 1: Gemeinschaften*, herausgegeben von Wolfgang J. Mommsen in Zusammenarbeit mit Michael Meyer, Tübingen 2001, S. 191–192.
- Mauss, Marcel. *Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften*, Frankfurt a. M. 1990 [1925].
- Pircher, Wolfgang. „Markt oder Plan? Zum Verhältnis von Kybernetik und Ökonomie“, in: Claus Pias (Hg.), *Cybernetics – Kybernetik. The Macy-Conferences 1946–1953*, Bd. 2, Zürich 2004, S. 81–96.
- Robbins, Lionel. *An Essay on the Nature & Significance of Economic Science*, London 1952 [London 1932].
- Röttgers, M. „Markt“, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 5, Basel/Stuttgart 1980, S. 753–758.
- Sandel, Michael J. *What Money Can't Buy: The Moral Limits of Markets*, New York 2012.
- Satz, Debra. *Die Macht der Märkte und warum manche Dinge nicht zum Verkauf stehen sollten*, Hamburg 2013 [New York 1910].

- Schiel, Juliane. „Slavenbazar am Rialto. Das spätmittelalterliche Sklavengeschäft zwischen Marktlogik und Gabentausch“, in: Thomas David/Tobias Straumann/ Simon Teuscher (Hg.), *Neue Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte* (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte; 30), Zürich 2015 (im Erscheinen).
- Schultz, Theodore W. (Hg.). *Economics of the Family: Marriage, Children and Human Capital*. A Conference Report of the National Bureau of Economic Research, Chicago, London 1973.
- Singer, Peter. „Altruism and Commerce: A Defense of Titmuss Against Arrow“, in: *Philosophy & Public Affairs* 2:3 (1973), S. 312–320.
- Smith, Adam. *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*, München 2005 [London 1789].
- Smith, Adam. *Theorie der ethischen Gefühle*, Hamburg 2004 [London 1759].
- Steiner, Juri und Stefan Zweifel (Hg.). *Expedition ins Glück*, Zürich 2014.
- Strehle, Res. „Wer zahlt, darf ausscheren“, in: *Tages Anzeiger*, 18. Dezember 2012, S. 23.
- Sombart, Werner. *Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, Bd. 3: *Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus*, München/Leipzig 1927.
- Supiot, Alain. *Der Geist von Philadelphia. Soziale Gerechtigkeit in Zeiten entgrenzter Märkte*, Hamburg 2011.
- Suter, Mischa. ‚Rechtstrieb‘. *Schulden und Vollstreckung im liberalen Kapitalismus 1800–1900*. Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich [Unveröffentlichtes Manuskript], Zürich 2014.
- Titmuss, Richard M. *The Gift Relationship: From Human Blood to Social Policy*, London 1970.
- Waldron, Jeremy. „Where Money & Markets Don’t Belong“, in: *The New York Review of Books* (2012), S. 65–67.
- Weber, Max. „Antikritisches Schlusswort zum ‚Geist des Kapitalismus‘“, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 31 (1910), S. 554–599.
- Weber, Max. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1980 [1922].